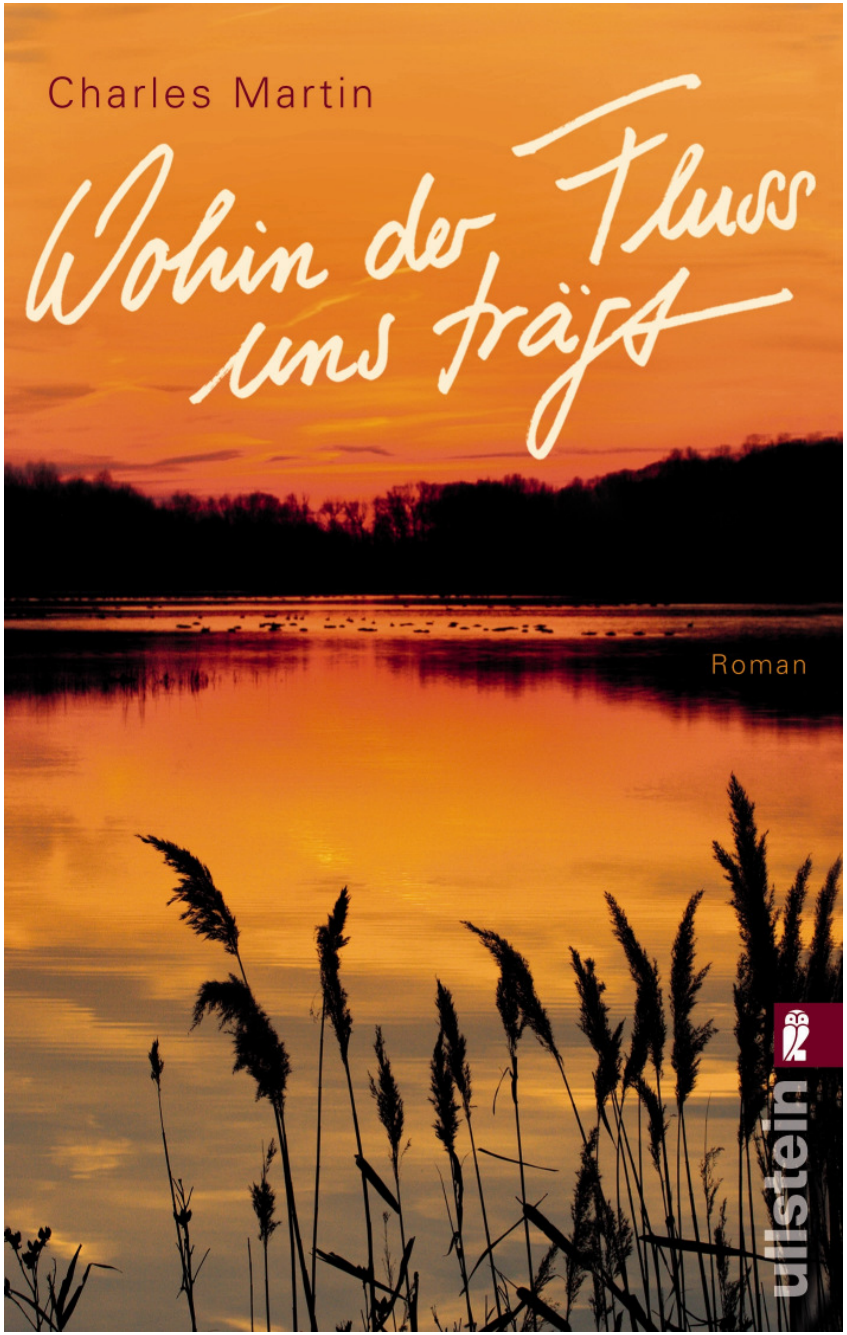

Ullstein Taschenbuch

Charles Martin

Wohin der Fluss uns trägt

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ulrike Bischoff

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin 2009
© 2008 by Charles Martin
Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Where The River Ends*
(Broadway Books, New York)
This translation published by arrangement with The Doubelday
Broadway Publishing Group, a division of Random House, Inc.
Umschlagkonzeption: HildenDesign, München
Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München
Titelabbildung: Getty images
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Bembo
Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-26996-2

1

31. Mai

Ich stieg die letzte Stufe zu meinem Atelier hinauf, roch den kalten offenen Kamin und fragte mich, wie lange ein verirrter Funken wohl brauchen würde, alles hier drin in Flammen aufgehen zu lassen. *Nur ein paar Minuten, schätze ich mal.* Mit verschränkten Armen lehnte ich mich an die Wand und musterte all die Augen, die mich anstarrten. Abbie hatte sich so bemüht, mir Glauben an mich selbst einzuflößen. Hatte mich sogar um die halbe Welt mitgenommen. Hatte mich mit Rembrandt vertraut gemacht, mir auf die Schulter getippt und gesagt: »Das kannst du auch.« Also hatte ich gemalt. Vor allem Gesichter. Meine Mutter hatte die Saat gelegt, und Abbie hatte die Pflanze später gehegt, gepflegt und zurechtgestutzt. Aber in Wirklichkeit würde mir ein gutes Feuerchen und eine zu spät anrückende Feuerwehr sicher mehr Geld von der Versicherung einbringen, als ich mit verkauften Bildern verdiente. An den vier Wänden um mich herum stapelten sich über dreihundert verstaubte Ölgemälde auf Leinwand – die Arbeit von zehn Jahren. Gesichter, eingefangen in Gefühlsmomenten, die das Herz erkannte, aber nur wenige in Worte fassen konnten. Früher war mir das so einfach von der Hand gegangen. So flüssig. Ich erinnerte mich an Zeiten, in denen ich es kaum erwarten konnte, hierherzukommen, in denen ich mich gar nicht hatte bremsen können und an vier Bildern gleichzeitig gemalt hatte. Durchmalte Nächte, in denen ich den Vesuv in mir entdeckt hatte.

Die vergangenen zehn Jahre meines Lebens starrten mich an. Vielversprechend hatten die Bilder in Galerien in Charleston gehangen und waren dann eins nach dem anderen wieder zurückgekommen. Selbsternannte Kunstkritiker, die sich in Lokalzeitungen unfehlbar gebärdeten, hatten bemängelt, meinem Werk *fehle es an Originalität, an Herz* und, mein Lieblingsverriss, es sei *langweilig und ohne jedes Talent und Kunstverständnis.*

Nicht ohne Grund heißen sie »Kritiker«.

Auf der Staffelei vor mir stand eine weiße Leinwand. Verstaubt, von der Sonne ausgebleicht und rissig. Leer.

Wie ich.

Ich stieg aus dem Fenster, ging am Dach entlang und die Eisentreppe zum »Krähennest« hinauf. Ich schnupperte die salzige Luft und schaute übers Wasser. Irgendwo schrie eine Möwe. Die Luft war drückend schwül und hüllte die Stadt in Stille. Trotz des klaren Himmels roch es nach Regen. Der Vollmond stand hoch und warf Schatten aufs Wasser, das ein Stück entfernt an die Ufermauer plätscherte. Südöstlich funkelten die fernen Lichter von Fort Sumpter. Vor mir flossen Ashley und Cooper zusammen. Die meisten Charlestoner behaupten, an dieser Stelle entspringe aus den beiden Flüssen der Atlantik. Nördlich davon lag Sullivan's Island mit dem Strand, wo wir früher oft schwimmen gegangen waren. Ich schloss die Augen und lauschte dem Widerhall unseres Lachens.

Das war schon eine Weile her.

Hinter mir lag die »heilige Stadt«, deren Spitztürme um die Wette in den Himmel ragten. Unter mir zog sich mein

Schatten auf dem Dach in die Länge. Er zerrte an meinen Hosenbeinen, lockte mich und zog mich hinunter. Das Eisengitter, das mich zurückhielt, hatte die Lokallegende Philip Simmons vor gut fünfzig Jahren angefertigt. Er war mittlerweile in seinen Neunzigern, und seine Arbeiten waren in Charleston inzwischen groß in Mode und sehr gefragt. Das »Krähennest« hatte zum Haus gehört und den Sturm überdauert. In den dreizehn Jahren, die wir hier wohnten, war dieser acht Quadratmeter große Ausguck mir zur nächtlichen Plattform geworden, von der aus ich die Welt betrachtete. Meine einzigartige, einsame Zuflucht.

In meiner Tasche vibrierte mein Handy. Auf dem Display erkannte ich die Vorwahl von Texas. »Hallo?«

»Chris Michaels?«

»Am Apparat.«

»Hier ist Anita Becker, die Assistentin von Dr. Paul Virth.«

»Ja?« Mein Atem ging rascher. Von ihren nächsten Worten hing so viel ab.

Sie stockte. »Wir wollten Ihnen Bescheid geben …« Ich wusste es, noch bevor sie es aussprach, »… dass der Kontrollausschuss getagt und die Parameter der Studie festgelegt hat. Vorerst nehmen wir nur Primärfälle, keine Sekundärfälle.« Der Wind drehte und ließ den Wetterhahn quietschend umschwenken. Er zeigte nun nach Süden. »Wenn die Studie so verläuft, wie wir hoffen, haben wir vor, sie im nächsten Jahr um Sekundärfälle zu …« Entweder brach sie ab, oder ich hörte nicht mehr zu. »Wir schicken Abbie ein Empfehlungsschreiben für eine Studie von Doktor Plist und Mackles am Sloan Kettering.«

»Danke … vielen Dank.« Ich klappte das Handy zu.

Das Problem bei einem »Verzweiflungspass« im American Football ist, dass er so lange in der Luft hängt und die meisten in der Endzone fallen gelassen werden. Deshalb heißt er in Amerika auch Ave-Maria-Pass.

Weil er von Anfang an hoffnungslos ist.

Atemlos kletterte ich hinunter und stieg durch das Fenster. Das Handy meldete sich erneut, aber ich ließ es klingeln. Eine Minute verging, bis es wieder klingelte. Ich schaute aufs Display: »Dr. Ruddy«.

»He, Ruddy.«

»Chris.« Seine Stimme war ruhig. Gedämpft. Ich sah ihn vor mir, wie er sich auf seinen Schreibtisch stützte und den Kopf in die Hand legte. Sein Stuhl knarrte. »Die Untersuchungsergebnisse sind da. Wenn Sie beide den Lautsprecher am Telefon einschalten, könnten wir sie vielleicht besprechen.«

Sein Tonfall sagte mir schon genug. »Ruddy, sie schläft. Endlich. Gestern auch schon fast den ganzen Tag. Vielleicht sagen Sie es einfach mir.« Er las zwischen den Zeilen.

»Einverstanden.« Pause. »Ähm, sie sind, ähm …« Es schnürte ihm die Kehle zu. Ruddy war von Anfang an unser behandelnder Arzt gewesen. »Chris … es tut mir leid.«

Wir lauschten gegenseitig auf unser gespanntes Lauschen. »Wie lange?«

»Eine Woche. Vielleicht zwei. Oder länger, wenn Sie sie dazu bewegen können, liegen zu bleiben und sich ruhig zu verhalten.«

Ich täuschte ein Lachen vor. »Sie wissen genau, dass das aussichtslos ist.«

Ein tiefes Seufzen. »Ja.«

Ich steckte das Handy wieder ein und kratzte meinen Zweitagebart. Meine Augen blickten starr aufs Wasser, aber im Geiste war ich ein paar hundert Meilen weit weg.

Ich schlich die Treppe hinunter und ließ die Finger über die Zierleiste an der Wand gleiten. Die Stufen der schmalen Stiege waren aus dreißig Zentimeter tiefen Kiefernbrettern, die fast zweihundert Jahre alt waren und laut knarrten – sie erzählten vom Alter und von betrunkenen Piraten, die einst auf ihnen nach unten getorkelt waren.

Das Geräusch ließ sie die Augen aufschlagen, aber ich bezweifelte, dass sie geschlafen hatte. Kämpfer schlafen nicht zwischen den Runden. Durch die offenen Fenster drang eine schwache Zugluft in unser Zimmer und machte ihr Gänsehaut an den Waden.

Unten waren Schritte zu hören, also schloss ich die Schlafzimmertür. Ich setzte mich neben sie, zog die Fleecedecke über ihre Beine und lehnte mich an das Betthaupt. Sie flüsterte: »Wie lange habe ich geschlafen?«

Ich zuckte die Achseln.

»Seit gestern?«

»Fast.« Den Schmerz bekamen wir zwar mit Medikamenten in den Griff, nicht aber ihre betäubenden Nebenwirkungen. Stundenlang lag sie still und reglos da und focht einen inneren Kampf aus, dem ich nur hilflos zuschauen konnte. Aus Gründen, die keiner von uns erklären konnte, erlebte sie dann wieder Momente – manchmal sogar Tage – völliger Klarheit, in denen alles wie weggefegt war, der Schmerz nachließ und sie so normal war wie eh und je. Ohne Vorwarnung kehrte er dann zurück, und ihr einsamer Kampf begann von vorn. So lernt man, zwischen Müdigkeit und Erschöpfung zu unterscheiden. Gegen Müdigkeit hilft Schlaf, gegen Erschöpfung richtet er nichts aus.

Sie schnupperte und roch die letzten Reste seines Aftershaves, die noch in der Luft hingen. Ich schob das Fenster weiter auf. Sie hob eine Augenbraue. »Er war hier?«

Ich starrte aufs Wasser. »Ja.«

»Wie war's?«

»Wie üblich.«

»So gut? Worum geht es dieses Mal?«

»Er …«, ich deutete mit den Fingern Gänsefüßchen an, »verlegt dich.«

Sie richtete sich auf. »Wohin?«

Gänsefüßchen: »Nach Hause.«

Sie schüttelte den Kopf und blies beim Ausatmen die Wangen auf wie ein Kugelfisch. »Für ihn ist es, als ob er das mit meiner Mutter noch mal erleben würde.« Ich zuckte die Achseln. »Wie seid ihr verblieben?«

»Ich gar nicht. Er.«

»Und?«

»Er schickt morgen früh ein paar Leute her, um dich ›abzuholen‹.«

»Das klingt, als ob er den Müll wegschaffen wollte.« Sie deutete auf das Telefon. »Gib her. Mir ist es völlig egal, dass er fast schon als nächster Präsident gilt.«

»Schatz, ich lasse nicht zu, dass er dich wegholt.« Ich schnippte ein Stück abgeblätterte Farbe von der Fensterbank.

Sie horchte auf die Schritte im Stockwerk unter uns. »Schichtwechsel?«

Ich nickte und schaute einer Barke zu, die langsam den Ashley hinauftuckerte.

»Sag bloß nicht, dass er auch mit ihnen geredet hat.«

»O doch. Hat alle wirklich sehr beruhigt. Im Grunde hat er ihnen unter dem Deckmantel eines aufmunternden ›weiter so!‹ ordentlich die Leviten gelesen. Ich finde toll, wie er dir das, was er will, unter dem Vorwand verkauft, es sei zu deinem Besten.« Ich schüttelte den Kopf. »Manipulation mit Taschenspielertricks.«

Sie schlang ihr Bein um meins und schob sich höher, bis ihre Augen auf einer Höhe mit meinen waren. Die ehemals straffen Oberschenkel wichen knochigen Knien, hervortretenden Venen und stockartigen Schienbeinen. Ihr linker Hüftknochen, früher der sinnliche Höhepunkt ihrer weiblichen Rundungen, ragte spitz unter ihrem Nachthemd auf, das viel zu locker auf ihrem Körper lag. Nach vier Jahren war ihre Haut fast durchscheinend – eine von der Sonne verblichene Leinwand. Jetzt hing sie von ihrem Schlüsselbein wie an einer Wäscheleine.

Das Schlurfen im unteren Stockwerk verlagerte sich in die Küche. Sie blickte starr auf den Boden. »Es sind gute Leute. Sie machen das jeden Tag. Wir müssen da nur einmal durch.«

»Ja, und einmal reicht.«

Wir hatten eins jener alten Südstaatenbetten mit Himmel, nach denen Südstaatenfrauen ganz verrückt sind. Es war aus dunklem Mahagoni, hatte die Matratze 1,20 Meter über dem Boden und an beiden Längsseiten Stufen: Wehe, wenn man nachts herausrollte. Dafür hatte es aber zwei Vorzüge: Sie schlief darin, und wenn sie sich auf die Seite legte, konnte sie über die Fensterbank auf den Hafen von Charleston schauen.

Sie blickte starr aus dem Fenster, vor dem die ganze Welt sich wie eine Landkarte entfaltete und die grünen und roten Leuchtfeuer vom Kanal heraufblinkten. Rot markierte die Hafeneinfahrt. Sie schob ihre Hand in meine. »Wie sieht es da oben aus?«

Ich löste ihr Kopftuch und ließ es über ihre Schultern fallen. »Wunderschön.«

Sie drehte sich mir zu, legte den Kopf an meine Brust und schob ihre Finger unter die Knopfleiste meines Hemds

an die Stelle, an der meine beiden Brusthaare wuchsen. Kopfschüttelnd sagte sie: »Du sollest mal deinen Geisteszustand überprüfen lassen.«

»Komisch. Genau das hat dein Vater mir eben auch gesagt.« Ich blickte aufs Wasser hinaus und strich, ohne hinzusehen, mit einem Finger über ihr Ohr und ihren Nacken. Ein Krabbenkutter tuckerte aufs offene Meer hinaus. »Eigentlich sagt er dir das schon seit fast vierzehn Jahren.«

»Man sollte meinen, ich würde inzwischen mal auf ihn hören.« Als der Krabbenkutter die höhere Dünung erreichte, glitt sein Scheinwerferlicht langsam wie suchend von Ost nach West über die Meeresoberfläche.

Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, waren dunkel und matt, als wäre ihnen der Lidschatten eintätowiert. »Versprich mir eines.«

»Das habe ich doch schon getan.«

»Mir ist es ernst.«

»Gut, aber nicht, wenn es etwas mit deinem Dad zu tun hat.« Sie legte Daumen und Zeigefinger aneinander und zupfte eins meiner Brusthaare aus. »He«, ich rieb mir die Brust, »es ist doch nicht so, als ob ich davon zu viele hätte.«

Ihre Finger waren lang, genau wie ihre Beine. Seit sie knochiger waren, wirkten sie noch länger. Sie richtete den Finger auf mein Gesicht. »Bist du fertig?« Ihr Finger beschrieb einen Kreis um den offenen Spalt meines Hemdes. »Ich sehe nämlich noch eins.«

So ist meine Abbie. Dreißig Pfund leichter, aber immer noch zu Scherzen aufgelegt. Und genau daran hielt ich mich fest. An diesem erhobenen Zeigefinger, der mit Stärke drohte, Humor versprach und sagte: Ich liebe dich mehr als mich selbst.

Sie kratzte leicht an meiner Brust und deutete mit dem

Kopf auf das Foto ihres Vaters. »Glaubst du, dass ihr beiden jemals miteinander reden werdet?« Ich betrachtete das Bild. Wir hatten es Ostern aufgenommen, als er sein neues Schätzchen, die *Reel Estate*, getauft hatte. Er stand mit dem Flaschenhals in der Hand da, Champagner tropfte vom Bug und die Seebrise zerzauste sein weißes Haar. Unter anderen Umständen hätte ich ihn wohl gemocht, und manchmal denke ich, er hätte mich auch gerngehabt.

Ich betrachtete sein Foto auf ihrem Nachttisch. »Ach, ich bin sicher, dass *er* reden wird.«

»Ihr beiden seid euch ähnlicher, als ihr denkt.«

»Bitte …«

»Das meine ich ernst.«

Sie hatte Recht. »Er geht mir einfach gegen den Strich.«

»Na ja, mir schon auch, aber er ist trotzdem mein Daddy.«

Wir lagen im Dunkeln und lauschten auf die Schritte wohlmeinender, unwillkommener Fremder unter uns. Ich starrte auf den Boden, durch den die Geräusche drangen, und sagte: »Eigentlich könnte ihnen doch wirklich ein besserer Name einfallen als ›Hospiz‹.«

Sie verdrehte die Augen. »Wieso?«

»Es klingt einfach so …« Ich verstummte.

Wir saßen ein Weilchen still da. »Hat Ruddy angerufen?«

Ich nickte.

»Alle drei?«

Ich nickte wieder.

»Keine Besserung?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Was ist mit dem Kerl in Harvard?«

»Wir haben gestern miteinander gesprochen. Es dauert noch ein paar Monate, bis sie mit der Versuchsreihe anfangen.«

»Sloan Kettering?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Was ist mit der Internetseite?« Vor zwei Jahren hatten wir eine Internetseite für Leute mit Abbies Krankheit eingerichtet. Mittlerweile hatte sie sich zu einer Informationsbörse entwickelt. Darüber hatten wir viel Neues erfahren und viele Leute kennengelernt, die uns zu einer großen Anzahl echter Experten geführt hatten. Eine tolle Möglichkeit zum Erfahrungsaustausch.

»Nichts.«

»Das ist einfach zum Kotzen.«

»Du nimmst mir das Wort aus dem Mund.«

Schweigend musterte sie einen unlackierten Fingernagel. Schließlich schaute sie mich an. »Oregon?«

Die Oregon Health Science University, kurz OHSU, war führend in der Entwicklung einer neuen systemischen Krebstherapie auf Zellebene. Echtes Neuland. Seit Monaten standen wir mit ihnen in Verbindung und hofften auf eine klinische Versuchsreihe, an der wir teilnehmen könnten. Gestern hatten sie die Bedingungen festgelegt. Weil bei Abbie die Krankheit über das Ursprungsorgan hinausgegangen war, kam sie für die Studie nicht in Frage. Ich schüttelte den Kopf.

»Können sie keine Ausnahme machen?«

Wieder schüttelte ich den Kopf.

»Hast du gefragt?«

Der Krebs hatte uns so viel genommen. Und ich konnte nur dasitzen und zuschauen. Während ich Abbies Hand hielt, ihr Suppe reichte, sie badete oder ihr das Haar kämmte, ließ *er* nicht locker. Ganz egal, womit man *ihn* bombardierte.

Ich wollte zurückschlagen. Wollte *ihn* umbringen. *Ihn* in

tausend schmerzende Stücke schneiden, in den Boden stampfen, zermalmen und seinen Geruch vom Erdball tilgen. Aber *er* hatte es nicht so weit gebracht, weil *er* dumm gewesen wäre. Nie zeigte *er* sein Gesicht, und es ist schwer, einen Gegner zu töten, den man nicht sehen kann.

»Ja.«

»Und Dr. Anderson in Houston?« Ich gab keine Antwort. Sie fragte noch einmal.

Mühsam murmelte ich: »Sie haben angerufen. Bis zu einer Entscheidung dauert es noch zwei oder drei Wochen. Der ähm …«, ich schnippte mit den Fingern, »Kontrollausschuss konnte aus irgendwelchen Gründen nicht zusammentreten. Ein paar Ärzte waren in Urlaub …« Ich schaute weg und schüttelte den Kopf.

Sie verdrehte die Augen. »Wieder eine andere Hinhaltetaktik.«

Ich nickte. Auf dem Nachttisch lag ein gefaltetes Blatt gelbes Briefpapier. Abbies Handschrift, die die ganze Seite füllte, schimmerte durch. Darunter lugte ein unbeschrifteter Briefumschlag hervor. Ein silberner Kugelschreiber lag schräg als Briefbeschwerer obenauf.

Ihr Blick verlor sich über dem Hafen. Nach längerem Schweigen fragte sie: »Wann hast du zuletzt geschlafen?« Ich zuckte die Achseln. Sie zog an mir, bis ich mich zurücklehnte, und legte den Kopf auf meine Brust. Als ich die Augen wieder aufschlug, ging es auf Mitternacht zu.

Ihr Flüstern durchbrach die Stille. »Chris?« Ihr Nachthemd war ihr von einer Schulter gerutscht. Wieder eine Erinnerung an das, was uns geraubt worden war. »Ich habe nachgedacht.« Unter dem Fenster holperte eine Pferdekutsche über das Kopfsteinpflaster.

Ich bin kein rachsüchtiger Mensch. Ich werde nicht

leicht wütend, und die meisten würden bestätigen, dass bei mir nicht so schnell die Sicherung durchbrennt. Geduld ist etwas, was ich reichlich besitze. Wer Asthma hat, versteht das. Vielleicht wollen deshalb so viele mit mir angeln gehen.

Sie starrte auf den Zeitungsartikel, der eingerahmt und vergilbt an der Wand hing.

Es war sechs Monate her. Die Lokalzeitung von Charleston hatte ein paar Wohlfühlstorys über einheimische Promis und ihre Neujahrsvorsätze gebracht. Dachte wohl, das würde uns anderen auf die Sprünge helfen. Sie riefen an und baten Abbie um ein Interview.

Der Reporter kam ins Haus, wir saßen auf der Veranda und schauten der einsetzenden Ebbe zu. Er saß mit gezücktem Stift da und erwartete, dass sie etwas Fantastisches herunterrasselte. Ihre Antworten überraschten ihn. Er lehnte sich zurück, betrachtete seine Notizen und ging die Liste noch einmal durch. »Aber …?«

Sie beugte sich zu ihm, und er wich vor ihr zurück. »Haben Sie mal den Anfang der Zeichentrickserie *Die Jetsons* gesehen?«

Er schaute sie überrascht an. »Ja, sicher.«

»Erinnern Sie sich, wie George und Astro in die Tretmühle steigen?« Er nickte. »So geht es uns seit vier Jahren.« Sie tippte auf seinen Notizblock. »Diese Liste ist mein bester Versuch, die Leine zu kappen.«

Er zuckte die Achseln. »Aber, es ist nichts …«

»Ausgefallenes dabei?«, beendete sie seinen Satz. »Ich weiß. Es ist völlig normal. Und genau das ist der Punkt. ›Normal‹ ist nur noch eine Erinnerung.« Sie schaute mich an. »Die letzten Jahre haben uns von dem Ausgefallenen

kuriert.« Sie setzte ihre Sonnenbrille auf. »Wenn Sie lange genug strampeln, um den Kopf über Wasser zu halten, dann merken Sie, was Ihnen wirklich wichtig ist. Diese Liste ist meine Art, mich zu wehren. Das ist alles. Den Mount Everest zu besteigen, mit den Stieren durch Pamplona zu laufen oder in einem Ballon um die Welt zu fahren kommt darin nicht vor.«

Sie lehnte sich zurück und wischte sich die Tränen weg, die ihr über das Gesicht liefen. »Ich möchte unbedingt …«, sie nahm meine Hand, »in einer leichten Brise am Strand sitzen, an Drinks nippen, die mit Sonnenschirmchen dekoriert sind, und mir Gedanken über die Farbkombinationen für irgendeine Küche machen.«

Sie überlegte einen Moment. »Obwohl – ich würde gern einen Loopty-Loop in einem alten Flugzeug machen.«

»Was ist das denn?«, fragte der Journalist verständnislos.

Sie beschrieb mit der Hand eine große Schleife in der Luft. »Sie wissen schon … einen Looping.«

»Darf ich das mit auf die Liste setzen?«

»Ja«, meldete ich mich zu Wort.

Er druckte die Liste so, wie sie sie ihm diktiert hatte. Statt »Vorsätze« nannte sie die Punkte darauf aber ihre »Top-Ten-Wünsche« für das Jahr. Irgendetwas daran sprach die Leser an. Vielleicht war es die Schlichtheit, die ungeschminkte Ehrlichkeit. Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls bekam sie in den letzten fünf Monaten viele Briefe und Rückmeldungen auf ihrer Internetseite. Um sie daran zu erinnern, was sie sich einmal erhofft und gewünscht hatte, rahmte ich den Artikel ein und hängte ihn neben das Bett. Aber bei allem, was wir in den ersten Monaten des Jahres durchmachen mussten, kamen wir nicht dazu, auch nur einen Punkt abzuhaken.

Sie deutete auf den Artikel. »Gib ihn mir.«

Mit ihrem Nachthemd wischte sie den Staub vom Glas, aus dem ihr Spiegelbild sie anstarrte, löste die Klammern an der Rückseite, nahm die Pappe heraus und zog den Artikel unter dem Glas hervor. Halb lachend las sie den Artikel durch und schüttelte den Kopf. »Ich wünsche es mir immer noch.«

»Ich auch.«

Sie lehnte sich zurück. »Ich möchte dir dein Geschenk zum Hochzeitstag geben.«

»Fünf Monate zu früh?«

»Ich bin überrascht, dass du dich an das Datum erinnerst.«

»Ich möchte nichts.«

»Das möchtest du bestimmt.«

»Ich brauche nichts.«

»Das glaubst du.«

»Schatz …«

»Chris Michaels.« Sie zog mich an sich. »Ich mache das nicht mit. So nicht.« Sie strich mir das Haar von den Augenbrauen. Sie hatte wieder ihre verspielte Miene aufgesetzt. »Auf keinen Fall.«

Da war es wieder. In den fast fünfzehn Jahren, die ich Abbie kannte, hatte sie einen Charakterzug an den Tag gelegt, den ich nie recht benennen konnte. Kein Ausdruck wird ihm gerecht, auch wenn er mir auf der Zunge liegt. Jede Umschreibung ist unzureichend. Aber auch wenn mir kein Begriff dafür einfällt, kann ich mich seiner Macht nicht entziehen.

»Aber …«, protestierte ich.

»Kein Aber.«

Es hatte keinen Sinn, mit ihr zu streiten, wenn sie so war. Krank oder nicht. Und obwohl sie es bestreiten würde,

hatte sie das von ihrem Dad. Die einzig mögliche Antwort war: »Ja, Ma'am.« Seltsam, wie zwei Worte einen für immer verändern konnten. Ich legte den Artikel vor ihr auf die Bettdecke. »Suche einen aus.«

Sie deutete darauf, ohne hinzusehen. »Den ganzen Weg ab Moniac.«

Nummer zehn. Es war der unmöglichste auf der ganzen Liste. Ich hob die Augenbrauen. »Dir ist klar, dass übermorgen der 1. Juni ist?« Sie nickte. »Und dass damit offiziell die Hurrikansaison anfängt?« Sie nickte wieder. »Und dass die urzeitgroßen Moskitos gerade jetzt schlüpfen?« Sie schloss die Augen und nickte ein letztes Mal mit verschmitztem Grinsen.

Ich deutete in Richtung ihres Elternhauses, das ein paar Straßen weiter stand. »Und was ist mit ihm?«

Sie tippte auf das Blatt gelben Briefpapiers auf ihrem Nachttisch.

»Wenn er den bekommt, mobilisiert er die Nationalgarde.«

»Vielleicht auch nicht.« Sie setzte sich jetzt zielstrebiger auf. »Du könntest mit Gary reden. Er kann etwas verschreiben. Etwas, um …« Sie legte ihre Finger an meine Lippen. »He.« Sie wollte meine Augen sehen. Mein Blick verschwamm an den Rändern, und ich wusste, dass es die Bürde, die ohnehin schon auf ihr lastete, nur verschlimmern würde. Ich drehte mich um. »Hast du je ein Versprechen gebrochen, das du mir gegeben hast?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Sie faltete den Artikel zusammen und schob ihn in meine Hemdtasche. »Dann fang jetzt nicht damit an.«

Beide Alternativen waren nicht sonderlich verlockend. »Abbie, der Fluss ist kein Ort, um …«

»Da haben wir angefangen …«

»Das weiß ich.«

»Dann bring mich wieder hin.«

»Schatz, da unten gibt's nichts, was nicht wehtäte. Es wird nicht mehr dasselbe sein.«

»Das zu beurteilen überlass mir.« Sie schaute aus dem Fenster nach Süden.

Ich versuchte es ein letztes Mal. »Du weißt, was Gary gesagt hat.«

Sie nickte. »Chris, ich weiß, was ich von dir verlange.« Sie tippte mir auf die Brust. »Sie sagen, wir sind am Ende.« Sie schüttelte den Kopf und presste die Lippen an mein Gesicht. »Also lass uns von vorn anfangen.«

Und das taten wir.

2

1. Juni, 2 Uhr nachts

Regen prasselte in Schwaden an die Windschutzscheibe. Alle paar Sekunden klatschten golfballgroße Hagelkörner auf Motorhaube und Dach und knallten wie Feuerwerkskörper. Ich beugte mich vor und rieb mit der Hand über die Windschutzscheibe, aber das nützte genauso wenig wie die Scheibenwischer. Vor 150 Kilometern hatte uns ein Sattelschlepper, der eine defekte Hydraulikleitung hinter sich herzog, überholt und unseren Jeep in einen Sprühregen aus Bremsflüssigkeit und Funken gehüllt. Das verschmierte Öl-Wasser-Gemisch verbunden mit dem Scheinwerferlicht und der nächtlichen Dunkelheit tauchte die Welt in eine Coca-Cola-Farbe. In dieser Gegend herrschte Dürre. Der Grundwasserspiegel war abgesunken, und für die Einwohner von Südgeorgia und Nordflorida galten Wassersparverordnungen. Die Auswirkungen bekam vor allem der Fluss zu spüren. Der Wasserstand des St. Mary's lag zweieinhalb bis drei Meter unter dem Normalpegel. Diese Sintflut war dringend nötig, aber das meiste davon würde den Fluss nie erreichen.

Bevor die Federal Interstate Highways als Wunder an sechsspuriger Präzision, Effizienz und Freiheit die USA erschlossen, hatten sich in den 1950er Jahren ihre weniger effizienten zweispurigen Vorläufer durch und um das kleinstädtische Amerika geschlängelt, höflich bedacht, das Gleichgewicht der Pecanobäume, Lebenseichen und alteingesessenen Hühnerfarmen nicht zu stören. Die US1 von Maine nach Miami – eine Art Route 66 der Ostküste – war mit ihren Schuhkarton-Familienmotels aus Beton, Full-Service-Tankstellen und All-u-can-eat-Restaurants die Lebensader für jeden Handelsvertreter und jede Familie, die in Urlaub fuhr. Mit ihren Orangensaftständen, Kramläden, Alligatorfarmen und Andenkenläden, die überquollen vor altbackenen Claxton-Früchtekuchen und Mountain-Dew-Limonade, repräsentierte sie die Americana in ihren besten Zeiten.

Um wach zu bleiben, schaltete ich das Radio ein. Ein Wettermann war mitten in seiner Vorhersage. Starker Regen klatschte auf sein Mikrofon, und er brüllte gegen den Wind an: »Vor vier Wochen zog ein tropisches Tiefdruckgebiet über den Südteil Westafrikas. Sieben Tage lang wanderte das tropische Sturmtief an der Küste Afrikas entlang und über den tropischen Atlantik. Nachdem es durch die Karibik gezogen war, zeigten Satellitenbilder am 20. Mai, dass sich über der südlichen Mitte der Karibik ein Wolkenband bildete. Am 23. Mai verstärkte sich der Tropensturm Annie – so genannt, weil es der erste Sturm des Jahres ist – und zog Richtung Norden. Und heute Morgen um 6 Uhr entwickelte sich Annie zu einem Wirbelsturm.« Ich schaltete das Radio ab und starrte durch die Windschutzscheibe. Flussführer sind zwangsläufig heimliche Wetterexperten. Wir müssen es sein. Das bringt der Job mit sich. Ich wischte wieder innen über die Windschutzscheibe. Zu beiden Seiten der Straße ragten nun hohe Fichten auf. Den Wirbelsturm hakte ich ab. Der Regen, den wir hier erlebten, hatte nichts mit Annie zu tun, und

angesichts seiner Route würde er sich bestimmt weit vor Florida austoben.

Von Waycross, Georgia, südlich bis zur Grenze Floridas liegt ein 1800 Quadratkilometer großes Torfmoor wie ein pochiertes Ei in einer schüsselförmigen Senke, die wahrscheinlich früher Teil des Meeresbodens war. Wenn Pflanzen absterben und auf den Boden der Sümpfe sinken, verrotten sie, setzen Methan und Kohlendioxid frei und werden zu Torf. Da dieser Prozess langsam vonstatten geht, wächst die Torfschicht am Grund des Moores nur zweieinhalb Zentimeter in fünfzig Jahren. Unter dem dichten Torfgeflecht ist das austretende Gas gefangen, baut Druck auf und hebt die Torfinseln an, sodass sie wie Korken an die Oberfläche schwimmen. Sobald sie aufsteigen, wird das Gas freigesetzt und glüht auf dem Weg an die Oberfläche wie untergetauchte Nordlichter. Mitte des 20. Jahrhunderts behaupteten Besucher der Moore, es gebe dort UFOs; sie organisierten Exkursionen und verkauften Tickets, bis Wissenschaftler auftauchten und ihre Behauptungen widerlegten. Da die instabilen Torfschichten bebten wie die Platten der Erdoberfläche, nur fließender, nannten die Choctaw-Indianer dieses Gebiet das »Land der bebenden Erde«, was im Englischen klingt wie »Okee-fen-o-kee«.

Die Okefenokee-Sümpfe sind eine unberührte, urzeitliche Landschaft. Für Menschen so gut wie unbewohnbar. Sie dienen praktisch als Entwässerungsgebiet für Südostgeorgia und Nordostflorida.

»Entwässerung« ist der entscheidende Begriff. Wie alle Abflusskanäle kann auch diese Senke nur eine begrenzte Wassermenge innerhalb einer bestimmten Zeit ableiten.

Wenn die Sümpfe sich füllen, fließt das Wasser an zwei Stellen ab. Es ist wie in New Orleans, allerdings gibt es hier

nur zwei Löcher im Deich und wesentlich weniger Mord, Glücksspiel und Prostitution. Der größere Abfluss ist der Suwannee, der sich gut 300 Kilometer nach Südwesten durch Florida schlängelt und im Golf von Mexiko mündet. Sein zweihundert Kilometer langer Nebenfluss, der St. Mary's River, windet sich zuerst südlich Richtung Baldwin, beschreibt oberhalb von Mcclenny einen weiten Bogen, fließt dann nördlich Richtung Folkston und wendet sich in einer scharfen Kehre nach Osten, wo er in den Cumberland Sound und den Atlantik mündet.

Wegen seiner teeähnlichen Farbe bezeichnet man den St. Mary's als Schwarzwasserfluss. Vor zweihundert Jahren kamen Seeleute durch den Cumberland Sound gut achtzig Kilometer flussaufwärts bis Trader's Hill, um dort ihre Fässer mit Trinkwasser zu füllen, weil es durch die Gerbsäure lange genießbar blieb, zum Beispiel bei Atlantiküberquerungen.

In Dürreperioden ist der St. Mary's zuweilen nur einige Zentimeter tief und kaum ein bis zwei Meter breit. Im Oberlauf bei Moniac ist er dann kaum mehr als ein Rinnsal. Aber anhaltende Regenfälle, die den Lebenssaft der Sümpfe ausmachen, lassen den Fluss in Mündungsnähe auf eine Breite von über anderthalb Kilometern mit zehn bis zwölf Meter tiefen »Tümpeln« anschwellen. Die normale Fließgeschwindigkeit von knapp einem Kilometer in der Stunde kann sich bei Hochwasser auf zehn bis dreizehn Stundenkilometer erhöhen, bisweilen sogar auf siebzehn.

Hochwasser ist hier heimtückisch. Wenn es zu Überschwemmungen kommt, dringt das Wasser durch den Boden hoch. Da das Regenwasser aus anderen Gebieten stammt, steigt das Grundwasser ohne jede Vorwarnung. Man kann friedlich bei Mondschein und klarem Himmel in seinem Zelt zehn Meter vom Flussufer entfernt einschla-

fen und wacht sechs Stunden später auf, weil der Schlafsack durchnässt ist und das Wasser im Zelt zehn Zentimeter hoch steht. Überschwemmungen fallen hier nicht als Regen vom Himmel. Sie steigen aus dem Nichts von unten auf.

Bevor Einheimische ein Haus am Fluss bauen, stellen sie meist zwei Fragen: Wo ist die höchste Hochwassermarke der letzten hundert Jahre, und wie kann ich oberhalb davon bauen? Da keine seriöse Versicherungsgesellschaft für das St.-Mary's-Becken eine Hochwasserversicherung abschließt, sind die meisten Häuser auf Pfählen gebaut.

Selbst die Kirchen.

Aber überall am Ufer verstreut gibt es Häuser, Anglercamps, Badeseen, Bootshäfen, Schaukeln, Seilrutschen, Whiskeydestillen, Sümpfe und sogar eine gut versteckte Nudistenkolonie. Es brodelt förmlich von Aktivitäten wie unter der Oberfläche eines Ameisenhügels. Dennoch fließt der St. Mary's vom Oberlauf bis zum Sund durch eine der letzten unberührten Landschaften der Südstaaten.

Da der Regen mich zu Schneckentempo zwang, hielt ich unter einer Überführung und nahm den Gang heraus. Abby lag dösend hinten im Wagen. Alle paar Minuten murmelte sie etwas Unverständliches im Schlaf.

Die Therapien sind das Schlimmste. Sie greifen dich im Kern an, nehmen dir alles und hinterlassen nur vage Erinnerungen. Lange hatte sie sich nach Kräften bemüht, durchzuhalten, aber alles war ihr wie Wasser zwischen den Fingern zerronnen.

Ich kroch hinten in den Jeep und legte mich neben Abbie. Sie drehte sich zu mir. Ich zog die Plastikhülle mit dem vergilbten, zerknitterten Zeitungsartikel aus meiner Hemdtasche. Schon vor Jahren hatte ich gelernt, ihre Hoffnung zu schüren, womit ich nur konnte, und ihr Denken über die Gegenwart hinauszulenken. Denn wenn sie sich auf das Hier und Jetzt konzentrierte, geriet sie schnell in eine Abwärtsspirale. So hatte ich es geschafft, sie von dort nach hier zu bringen.

Sie öffnete die Augen einen Spalt weit, gerade lange genug, um das Blatt Papier zu erkennen. Lächelnd nickte sie, das hieß, dass sie mitspielen würde. »Ich möchte gern …« Das Flüstern klang heiser und wie aus weiter Ferne. Es lag an den Medikamenten. Ihre Schmerztoleranz war hoch. Sie hatte eine Menge Übung. Ihre Miene zeigte mir, dass sie sich wehrte, so gut sie konnte.

Abbie hatte schon immer unter Migräne gelitten. Sie fraß fast alles in sich hinein, und die Spannung musste irgendwohin. Vielleicht hatte es etwas mit ihrem Vater zu tun. Die Anfälle kamen plötzlich und ließen nur langsam nach. Als wir uns kennenlernten, hatte sie bereits ein Dutzend verschiedener Mittel dagegen ausprobiert, Yoga, Akupunktur, Tiefenmassage, aber sie alle hatten ihr kaum Erleichterung gebracht.

Wenn wir allein waren, legte sie meinen Zeigefinger unmittelbar über dem Ohr an ihre Schläfe. Das war ihre Art, mir zu sagen: »Streichle mich.« Von ihrer Schläfe wanderten meine Fingerspitzen an ihrem Ohr entlang, über Hals, Schlüsselbein, Brust, Arme und Finger, über ihre Hüften, den Oberschenkel entlang bis zu dem kleinen Höcker an ihrem Knie und über ihre runde Wade bis zur Wölbung ihres Fußes. Oft schlief sie dabei ein, und wenn sie aufwachte, war die Migräne fort.

Ich tippte auf den Artikel in meiner Tasche und streichelte sie behutsam. »Nummer eins?«

Sie schluckte. »… mit einem altmodischen Karussell fahren.«

»Nummer zwei«, hakte ich nach.

Sie las die Liste von ihren geschlossenen Lidern ab. »Einen Loopty-Loop in einem alten Flugzeug machen.«

Die Wunschliste hatte keine spezielle Reihenfolge. Der Reporter hatte sie so festgehalten, wie Abbie sie spontan aufgezählt hatte. An Punkten, unter denen er sich nichts vorstellen konnte, hatte er nachgefragt, und sie hatte sie ihm erklärt. Um die Schlichtheit ihrer Wünsche zu vermitteln, hatte er sie in Abbies Worten wiedergegeben und die Erläuterung in Klammern gesetzt. »Ich liebe es, wie du ›Loopty-Loop‹ sagst. Sag es noch mal. Noch ein Mal.«

Sie leckte sich die Lippen. Ihre Zunge war baumwollweiß. Das erste L blieb an ihrem Gaumen kleben. »Loopty-Loop.«

»Weiter.«

»Am Strand Wein trinken.«

»Das ist noch nicht mal die Hälfte.« Sie legte den Kopf an meine Brust und atmete tief durch. »Nummer vier.«

Sie stockte. »Habe ich vergessen.«

Es war gut zu wissen, dass sie ihren Sinn für Humor nicht verloren hatte. »Das bezweifle ich stark.« Sie lachte beinah. Ich schüttelte die Klarsichtfolie mit dem Artikel. »Ich warte.«

Sie hob eine Augenbraue. »Nackt baden.«

»Und Nummer fünf?«

Die Vene an ihrer rechten Schläfe trat dick und blau hervor. Das bedeutete, dass sie hämmernde Kopfschmerzen hatte. Sie presste die Hand an die Stirn.

»Auf der Skala von eins bis zehn?«, fragte ich.

»Ja.«

Das hieß »9,8«. Ich öffnete die Schnappverschlüsse der Pelican-Box und kramte den Inhalt durch. Flussführer nennen sie »Otterboxen«. Sie schwimmen, sind wasserdicht und stoßfest. Wenn man das gute Porzellan seiner Mutter hineinpacken, die Box die Niagarafälle hinunterwerfen und sie unten wiederfinden würde, stünden die Chancen gut, dass man von den Tellern noch essen könnte. Ich fand, was ich brauchte, steckte die Nadel in die Spritze, drückte die Luft heraus und spritzte ihr das Dexamethazon in den Arm. Sie zuckte nicht einmal. Nach vier Jahren konnte ich Abbie ihre Spritzen besser verabreichen als manch eine Krankenschwester.

Minuten vergingen. Langsam sagte sie: »Mit Delfinen schwimmen.«

»Weiter. Du kommst in Schwung.«

»Angeln.«

»Nummer sieben.«

»Modell sitzen.« Sie kicherte.

»Nummer acht.«

»Mit meinem Mann tanzen«, sagte sie, ohne abzulesen.

»Noch zwei.«

»Lachen, dass es wehtut.«

»Und? *Last, but not least.*« Ich ahmte mit den Fingern einen Trommelwirbel nach und machte mit der Zunge die passenden Geräusche dazu.

»Ab Moniac den ganzen Fluss hinunterfahren.«

Sie schob meinen Hut nach hinten. Er war aus Filz. Ein so genannter Banjo-Patterson-Hut von Akubra in Australien. Elf Zentimeter hoch mit sieben Zentimeter breiter Krempe. Ich hatte ihn vor acht Jahren gekauft, weil ich dachte, ich sähe darin aus wie Indiana Jones. Inzwischen war er ausgebleicht, die Krempe wellte sich wie eine Ach-

terbahn, und am Kniff hatten meine Daumen Löcher hineingewetzt. Auch wenn ich umwerfend und heroisch aussehen wollte, hatte ich doch mehr Ähnlichkeit mit Jed Clampett aus *Die Beverly Hillbillies sind los!*

»Du willst doch wohl nicht wirklich diesen albernen Hut tragen, oder?«

Ich nickte. »Mein Kopf hat fünf Jahre gebraucht, ihn einzutragen.«

Sie lachte. »Er ist wohl eher ganz schön *ab*getragen.«

Das Problem bei einer Wunschliste ist, dass sie viel über den Wünschenden aussagt. Wenn sie ehrlich ist, legt sie die Tiefen seiner Seele bis auf den Grund bloß.

Dasselbe kann für Hüte gelten.

3

Für die meisten war es eine Ehe, wie im Himmel geschlossen. Wer das nicht fand, war nur neidisch.

William Barclay Coleman hatte von Geburt an »Präsenz« besessen. Er war groß, gutaussehend, redegewandt, Achtung gebietend, und selbst Leute, die ihn beneideten, behandelten ihn wie den Finanzmagnaten E. F. Hutton. Seine vornehme Herkunft war makellos. Militärakademie Citadel, Harvard Law School, Sommeraufenthalte in Europa. Als junger politischer Senkrechtstarter und großer Redner wurde er als jüngster Kandidat aller Zeiten in das Abgeordnetenhaus von South Carolina gewählt. Aber das war nur der Anfang.

Ellen Victoria Shaw war die reinste Werbeikone für Emily Post und Gloria Vanderbilt. Sie stammte in fünfter Generation aus einer alteingesessenen Charlestoner Familie, besuchte die Mädchenschule Ashley Hall und das Randolph Macon Women's College. In ihrem ersten Collegejahr baten nicht weniger als acht Verehrer, sie zum jährlichen Kostümball an der Washington and Lee University zu begleiten.

Bis zu ihrem Abschlussjahr hatte nahezu jedes Burschenschaftsmitglied von Kappa Alpha im Umkreis von 150 Kilometern sie zum Kostümball unter dem Motto »Die konföderierten Südstaaten« eingeladen, wo das Getuschel und neidische Gemurmel der Mädchen von den Colleges Hol-

lins, Sweet Briar und Mary Baldwin sie zur inoffiziellen Ballkönigin kürte.

Nach ihrem Abschluss in Französisch und Kunstgeschichte kehrte sie nach Hause zurück und machte beim Ball der Hibernia Society eine Zufallsbekanntschaft.

Er war 25. Sie knapp 22. Nach einer angemessenen Verlobungszeit von neun Monaten feierten sie eine Hochzeit, die weite Kreise der Gesellschaft von Charleston vor Neid erblassen ließ und endlose Spekulationen und Gerüchte schürte. Zur Hochzeit schenkte er ihr ein Mercedes 450 SL Cabrio.

Nach Flitterwochen in den österreichischen Alpen, einer Safari in Tansania und einem Ausflug an die unteren Hänge des Kilimandscharo kehrten sie in das Haus seiner Familie an der Battery Street in Charleston zurück, wo er sich strategisch auf den Einzug ins Gouverneurspalais vorbereitete. Achtzehn Monate später gebar sie ihm eine Tochter, Abigail Grace Eliot Coleman – die sechste Generation. Während der feierlichen Amtseinführung im folgenden Januar lächelte Abigail Grace aus ihrem Mützchen in jede blitzende Kamera und schlürfte die Aufmerksamkeit wie Schokolade. Schon damals hatte sie Talent.

Aber das Blatt wendete sich.

Als Abigail zwei Jahre wurde, erkrankte Ellen. Blaue Flecken, die nicht wieder weggingen. Untersuchungen ergaben einen Eierstockkrebs, der außer Kontrolle geraten war. Es dauerte nicht lange. Der verwitwete Vater gab Abigail Grace in Miss Olivias Obhut, ließ den Wagen einmotten, verbarg seine Trauer und konzentrierte sich auf seine Vorhaben. Er widmete sich »dem Volk« und kandidierte nach zwei Amtsperioden als Gouverneur für den Senat, dem er bis heute angehört.

Als Abigail zehn war, heiratete der damalige Juniorsenator zum zweiten Mal. Katherine Hampton war wie ihre Vorgängerin durch und durch Charleston. Ihr Stammbaum reichte zurück bis auf einen Gründer von Charleston und Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung. Ihm war bei seiner Suche das Unvorstellbare gelungen: Er hatte eine Frau gefunden, die auf Glas zu tanzen vermochte. Sie war stark genug, aus Ellens Schatten zu treten, ohne das Andenken an sie zu entehren.

Abbie wuchs zur Debütantin heran, absolvierte Ashley Hall, war die einzige Tochter des Senators von South Carolina und Aushängeschild der gesellschaftlichen Elite. Sie besaß mehr Klasse im kleinen Finger als ich in der ganzen Hand. Oder im ganzen Leib. Während ich über eine Fuge in den Gehwegplatten stolperte, in Hundehaufen trat oder Senf über mein weißes Hemd kleckerte, tupfte sie sich die Mundwinkel mit einer Spitzenserviette, freundete sich mit streunenden Hunden an und schwebte über Bürgersteige wie Mary Poppins. Wir waren so verschieden, wie Menschen nur sein konnten, und wieso sie sich gerade für mich entschieden hat, ist mir bis heute ein Rätsel, bei dem ich mich am Kopf kratze.

Weihnachtsferien in meinem ersten Jahr am College in Charleston. Ich hatte Spätschicht in der Bar des Charleston Place Hotel, gleich neben der Vom-Winde-verweht-Treppe. Es ging auf Mitternacht zu, als ich gerade einen Tisch bediente und vier Mädchen hereinkamen. Alles an ihnen besagte: »Charleston«. Ihr Gang, ihre Kleidung, ihre Mienen. Das hat nichts mit Snobismus zu tun, es ist Erziehung. Sicher, es könnte snobistisch werden, aber in diesem Mo-

ment war es die nahtlose Verschmelzung von Kultur und Klasse.

Sie bestellten Cappuccino, Latte und einen gemischten Dessertteller. Ich vermasselte den Espresso, ließ die Milch anbrennen und sprühte zerlaufende Schlagsahne über die Tassenränder, wobei eine Eruption des Behälters mir die Schürze bespritzte – was mich alles in allem recht treffend charakterisiert.

Sie tuschelten und kicherten bis fast ein Uhr. Wenn ich so eine Mädchengruppe sah, nahm ich sie in der Regel nur als Ganzes wahr. Ich sah die Gruppe, ohne dass mir einzelne Personen auffielen.

Außer ihr.

Sie ähnelte zu einem Teil Julie Andrews und zu zwei Teilen Grace Kelly. Sie war anders als alle, die ich bis dahin gesehen hatte. Bei ihr waren es nicht die hohen Wangenknochen, die Lippen, das Kinn oder die Nase. Es waren ihre Augen – und etwas, was sich dahinter verbarg.

Im Charleston Place bedienten wir viele Prominente, von arabischen Scheichs bis zu Hollywoodstars. Das einzig Ungewöhnliche war das Fehlen von gewöhnlichen Leuten. Ich wusste, dass sie berühmt war, dass ich ihr Gesicht schon gesehen hatte, aber ich war seit vierzehn Stunden auf den Beinen und ein bisschen benommen.

Schließlich winkte das immer am lautesten giggelnde Mädchen der Gruppe mich an den Tisch. Ich versuchte, mich durch und durch oberkellnerhaft zu benehmen, schenkte ihnen Wasser nach und trat mit dem Tuch über dem Unterarm zurück. Ihre Freundin – Elizabeth, wie ich später erfuhr – hob beide Augenbrauen und sagte: »Sie schauen ständig herüber, ich werde jetzt Eintritt verlangen.«

Aufgeflogen.

»Habe ich … haben wir … sind wir uns schon mal begegnet?«, stammelte ich.

»Ich glaube nicht«, sagte sie ruhig, »aber ich werde manchmal verwechselt.«

Ich musste gehen, bevor ich vor Verlegenheit in den Boden versank. Also nickte ich und versuchte vergebens, dabei nicht zu grinsen. Dann ging ich an die Bar, um sie einmal mehr abzuwischen. Sie legten Geld auf den Tisch und gingen in die Hotellobby.

Ich dachte: *Von irgendwoher kenne ich sie.*

Als die vier an der Scarlett-Treppe vorbeikamen, lief sie die Stufen hinauf – mit ihren langen Beinen nahm sie immer zwei Stufen auf einmal –, setzte sich rittlings auf das Geländer wie auf ein Pferd und rutschte auf dem Hintern herunter.

Das war hier so fehl am Platz wie McDonald's in Japan, aber ich sah eine Rarität: eine Frau, die sich von Charleston genommen hatte, was sie wollte, ohne sich vereinnahmen zu lassen.

Unter dem verschmitzten Lächeln des Portiers verschwanden sie durch den Haupteingang. Er tippte sich mit der weiß behandschuhten Hand an die Mütze. »Nacht, Miss Coleman.«

Sie klopfte ihm auf die Schulter. »Nacht, Mr George.«

Ich lehnte mich an die Bar und schenkte mir Mineralwasser ein. Zehn Sekunden später schlenderte George in die Bar, wischte mit der Hand über einen Tisch und sagte, ohne mich anzusehen: »Denk nicht mal dran.«

Ich machte eine fragende Geste. »Wer war …«

Kopfschüttelnd kehrte er mir den Rücken. »Du lebst nicht mal im selben Universum.«

Er hatte Recht. Aber das ist genau der Punkt bei den Sternen, die im Universum leuchten. Sie erreichen einen, wo immer man auch ist.